

Elisabeth Langgässer: *Glück haben*

Von Werner Bellmann

Die Kurzgeschichte *Glück haben* ist 1946, vermutlich in der ersten Jahreshälfte, entstanden. Erstveröffentlicht werden sollte sie zusammen mit weiteren siebzehn »in den Schreckenstagen während und nach der Eroberung von Berlin«¹ konzipierten Prosastücken sowie zwei Gedichten in dem Sammelband *Der Torso*, der Ende 1946/Anfang 1947 in Satz ging. Da das Erscheinen dieses Bandes jedoch immer wieder hinausgeschoben wurde – die Auslieferung erfolgte schließlich im Frühjahr 1948 –, überließ die Autorin die genannte Geschichte Walter Dirks, der sie im Dezember 1947 in den von ihm mitherausgegebenen *Frankfurter Heften* vorabdruckte. Die Entscheidung zur separaten Veröffentlichung wird Elisabeth Langgässer nicht leicht gefallen sein, hatte sie doch zuvor in Briefen wiederholt darauf hingewiesen, es handle sich bei den *Torso*-Texten um »eine Sammlung sehr grausamer Kurzgeschichten, die man nicht als Einzelstücke voneinander trennen und auseinanderreißen« dürfe, da das Buch »als Ganzes komponiert« sei.² Ungeachtet solcher Beteuerungen hat sie (u. a. weil sie auf die Honorare angewiesen war) nicht nur Abdrucken in Periodika zugestimmt, sondern *Glück haben* am 11. November 1948 auch in einer Sendung des NWDR selbst vorgelesen.

Anspielend auf einen Short-Story-Zyklus Hemingways hat Langgässer im August 1946 den Titel ihres kurz vor dem Abschluss stehenden Projekts erläutert: Es handle sich um »Short-Stories, die – jede ein anderes Stück – das Bild des verstümmelten Menschen zusammensetzen, des Menschen ›in our time«.³ Protagonisten der *Torso*-Texte sind vorwiegend Menschen, die den Terror des NS-Regimes und die Gräuel des



Zweiten Weltkriegs überlebt haben. Wie in der Monologgeschichte *Im Einklang*, in der eine ältere Frau ihre traurige Lebensgeschichte erzählt, zeigt sich auch in *Glück haben* die ›Verstümmelung‹ in nervlicher Zerrüttung und geistiger Verwirrung. Die Handlung ist in einem Sanatorium, einer Nervenheilanstalt, angesiedelt. Erzählt wird aus der Perspektive einer Besucherin, die in der Anstalt einen durch Kriegsereignisse nervenkranken Bekannten treffen möchte und dann, auf diesen wartend, zufällig Zeuge des Selbstgesprächs einer anderen Patientin wird, in dem diese ihr an Schicksalsschlägen reiches Leben Revue passieren lässt. Der Lebensbericht mündet in einen affektiven Ausbruch, der in dem Schrei »Scheißleben!« (41) Ausdruck sucht. Die zuhörende Besucherin stimmt spontan – mitfühlend, mitleidend – in diesen Schrei ein und schließlich verprügeln die beiden Frauen und der hinzukommende männliche Bekannte gemeinsam eine herbeigeeilte Krankenschwester. Dieser Vorfall führt zu der Konsequenz, dass die Besucherin in der Nervenheilanstalt bleibt – sie wird für einige Wochen zur Patientin, was sie jedoch offenbar nicht als Unglück zu empfinden vermag, vielmehr rückblickend als ihre »schönste Zeit« (42) bezeichnet.

Wie diese Hinweise erkennen lassen, ist der Text als Rahmenerzählung – mit zwei Ich-Erzählerinnen – angelegt. Das dreimalige »damals« sowie die damit korrespondierenden Angaben »jetzt« und »heute« im vorderen Rahmenteil signalisieren gleich zu Beginn, dass die Ich-Erzählerin über das Geschehen in der Heilanstalt aus einer größeren zeitlichen Distanz berichtet. Diese beträgt mindestens vier Wochen, wie sich aus der Zeitstruktur ergibt: Bis zum Ende des vorletzten Abschnitts der Erzählung wird annähernd zeitdeckend erzählt – erzählte Zeit und Erzählzeit betragen etwa zwanzig Minuten; der letzte Teil der schließenden Rahmenpartie bietet dann eine extrem raffende Schilderung der folgenden vier Wochen. Gleichfalls aus einem größeren zeitlichen Abstand rekapituliert die Ich-Erzählerin der Binnengeschichte – stark zusammenfassend – ihr Leben. Das Festhalten